

Einleitung: Hast du 'mal zehn Minuten?

Ich w-w-w-ill m-m-m-mich bloß f-f-f-ünf M-M-M-Minuten mit dir unterh-h-h-halten

Die folgenden Geschichten sind mir alle in den letzten paar Monaten passiert: Meine Freundin hatte mich zum Abendessen bei alten Freunden mitgenommen. Sie hatten eine kleine Tochter, die gerade einmal drei Jahre alt war. Sie hörte mich stottern und lief mir dann immerzu hinterher. Schließlich sah sie zu mir hoch und sagte ganz unschuldig und mit großen Augen: »Du sprichst aber komisch, du sprichst aber komisch.« Natürlich meinte sie das nicht spöttisch, sie beschrieb nur einfach etwas, was sie neugierig gemacht hatte. Ich wollte aus einer Mücke keinen Elefanten machen und mich womöglich noch mit ihren Eltern anlegen. Also dachte ich mir, es gibt zwei Möglichkeiten die Sache anzugehen. Ich könnte versuchen ihr zu erklären »ja, ich spreche tatsächlich komisch und das ist eben meine Art zu sprechen« und durch das direkte Eingehen auf meine Sprechweise ihre Neugier befriedigen. Aber ich wusste nicht, wie viel sie davon verstehen und wie weit ihre Neugier die Diskussion noch vorantreiben würde. Daher entschied ich mich für die zweite Möglichkeit und lenkte sie ab, indem ich mit ihr zu spielen begann. Es funktionierte, aber insgeheim dachte ich: »Was für ein Leben! Jetzt bin ich 55 und überlege mir immer noch, wie ich einer Dreijährigen meine Art zu sprechen erklären soll.«

Der Redakteur unserer Lokalzeitung, ein Freund von mir, überredete mich, ihn einen Artikel über mein Stottern schreiben zu lassen. Also ging ich zu einem Interview hin. Eine Woche später war mein Bild auf dem Titelblatt und eine Sprechblase verwies den Leser auf einen ganzseitigen Artikel über Stottern. Brattleboro, Vermont, ist eine Kleinstadt. An den darauf folgenden Tagen sprachen mich Leute auf der Straße an und erzählten mir, wie gut ihnen der Artikel gefallen hätte. Einige vertrauten mir an, dass einer ihrer Verwandten stottere oder dass sie, wie mir zum Beispiel ein bekannter hiesiger Anwalt erzählte, selbst einmal gestottert hätten. Nach dem Artikel kam ich mir vor wie der Stotterer vom Dienst. Einmal unterhielt ich mich mit einem der Verkäufer in der Eisenwarenhandlung und hatte das Gefühl, dass die anderen Kunden uns beobachteten. Es war wahrscheinlich nur Einbildung, aber es kam mir vor, als ob sie die Ohren spitzten, damit sie mich stottern hören konnten. Ich fühlte mich beinahe verpflichtet zu stottern, um sie nicht zu enttäuschen. Ich malte mir aus, wie ein Mann mit seiner Frau beim Abendessen sitzt und sagt:

»Weißt du, der Typ, dieser Stotterkerl, der neulich in der Zeitung war? Ich hab' ihn in der Eisenwarenhandlung gesehen, wie er sich unterhalten hat.«

»Hat er gestottert?«

»Ja ja, er hat ganz schön gestottert.«

Der Schulchor meiner Tochter sollte in einer Oper des Zentrums für bildende Künste in Saratoga auftreten. Es war ein Riesending, da Charles Dutoit vom Montrealer Sinfonieorchester dirigieren würde. *Mein* Riesending war, dass ich die Eintrittskarten telefonisch bestellen musste. Aus Gründen, die ich in Kapitel 23 noch genau erklären werde, fühlte ich mich verpflichtet, das Telefonat selbst zu erledigen. Ich sprach langsam, und der freundlich klingende Kartenverkäufer bekam alles richtig mit, das Konzert, das Datum und die Uhrzeit bis hin zu den Sitzplätzen, die ich gerne haben wollte. Dann fragte er mich nach meiner Kreditkartennummer. Alle 16 Ziffern. Ich kriegte sie alle prima heraus, dachte ich zumindest. (Immerhin konnte er nicht sehen, wie sich beim Vorlesen meine Nackenhaare sträubten und meine Lippen zitterten.) Aber dann wiederholte er die Zahlen noch einmal, um sicherzugehen, dass er sie richtig notiert hatte. Die siebte war falsch. Ich wollte nicht nochmals alle 16 Stellen wiederholen und erklärte ihm daher lediglich, dass die siebte Ziffer eine Sieben war und keine Sechs, wie er gesagt hatte. Er verstand das allerdings so, als folge auf die Sieben noch eine Sieben und dann eine Sechs. Bevor ich von vorn anfangen und alle 16 Ziffern noch einmal wiederholen konnte, waren wir in einen Dialog verstrickt, der Loriot alle Ehre gemacht hätte:

»Haben Sie gesagt, dass die siebte Ziffer eine Sechs ist?«

»Nein, die siebte ist eine Sieben, aber die neunte ist eine Sechs.«

»Und was kommt dann an sechster Stelle?«

»Wir fangen besser noch 'mal von vorn an, mit der ersten Ziffer. Das ist eine Vier.«

»Was ist eine Vier?«

«Vier ist die erste Zahl. Ich fange noch 'mal von vorn an ...«

Wir schafften es schließlich, die ganze Kreditkartennummer richtig hinzubekommen, und ich bedankte mich für seine Geduld. Als ich den Hörer auflegte, war ich schweißgebadet und meine Hände zitterten. Ich fühlte mich, als ob ich gerade eine Arie hingeschmettert hätte – und das Publikum in Saratoga mir nicht applaudierte.

Ich musste an einem politischen Treffen teilnehmen. Ich rechnete mit etwa 30 Teilnehmern und mir war schon im Voraus angst und bange, wenn ich an die Anfangsrunde dachte, bei der jeder aufsteht und seinen Namen, seine Heimatstadt und die von ihm vertretene Organisation nennt. Die meisten kennen mich und halten mich für mutig, weil ich keine Angst habe, meinen Spruch aufzusagen, auch wenn ich dabei stottere. Es sind sehr nette Leute und ich habe wirklich keinen Grund beunruhigt darüber zu sein, wie sie auf mein Stottern reagieren werden. Aber ich habe schon immer Schwierigkeiten mit dem Aufsagen meines Namens gehabt und obwohl ich diese Übung schon etliche Male hinter mich gebracht habe, ist es mir bisher nie gelungen, flüssig durchzukommen. Auf dem Weg zum Treffen ging ich im Auto noch einmal alle Sprechtechniken durch, die ich benutzen könnte. Ich übte

das Aufsagen meines Namens, langsam und in unterschiedlichen Tonlagen. Ich dehnte die Vokale, verlängerte die Silben und um meiner Nervosität vorzubeugen, trainierte ich auch ein bisschen absichtliches Stottern. (Diese Methode wird in Kapitel 10 noch erklärt.) Während ich diese Techniken übte, bemühte ich mich, das entspannte Gefühl beizubehalten. Dann malte ich mir aus, wie alle der Reihe nach ihren Namen sagten, bis ich schließlich dran war, und stellte mir vor, dass ich die Situation absolut unter Kontrolle hatte. Ich sah mich tief Luft holen, die anderen anlächeln und meinen Namen ganz locker und leicht über die Lippen bringen.

Beim Treffen angekommen begrüßte ich meine Freunde und sprach wie immer, wenn es sich um lockere Unterhaltungen handelt, einigermaßen flüssig (oder einigermaßen unflüssig). Dann begann das Vorstellen. Je näher die Reihe an mich kam, desto höher stieg mein Stresspegel. Ich rief mir noch einmal alle Techniken in Erinnerung, die mir über diesen Moment hinweg helfen konnten. Aber meine kleinen grauen Zellen liefen heiß, die Zeit schien nur so dahinzurasen und mein Gefühl für flüssiges Sprechen schwand zunehmend dahin. Die Artikulationsmanöver, die ich zur Aussprache meines Namens vollbringen musste, türmten sich plötzlich wie schier unbezwingbare Berge vor mir auf. Als ich endlich dran war, war ich nicht mehr in der Lage, irgendeine der eingeübten Techniken anzuwenden. Ich blockierte beim Vornamen und beim Nachnamen. Als ich mit dem J, dem Anfangsbuchstaben meines Nachnamens, kämpfte, warf ich einen Blick in die Runde. Alle waren geduldig und voller Verständnis. Endlich gelang es mir meinen Namen herauszupressen – die Qual hatte ein Ende. Ich nahm wieder Platz und dachte mir, beim nächsten Mal schaffst du's bestimmt. Es gibt immer wieder ein nächstes Mal und ein nächstes Jahr. Das muss man guten alten amerikanischen Baseball-Vereinen wie den Brooklyn Dodgers, den Chicago Cubs oder den Boston Red Sox lassen: Sie sind Vorbilder an Hartnäckigkeit, die trotz ihrer scheinbar unvermeidlichen Misserfolge niemals aufgeben.

Ich war zum zweiten Mal eingeladen, einen Vortrag für die Studenten eines Kurses über Stottern zu halten. Beim ersten Mal im Vorjahr war ich so nervös gewesen, dass ich meine Präsentation herunterrasselte, ohne auch nur einmal auf meine Notizen zu schauen, und hatte deshalb eine Menge von dem, was ich sagen wollte, ausgelassen. Aber ich hatte so gut gestottert, dass man mich für eine Wiederholungsvorstellung einlud. Diesmal war ich entschlossen, ganz selbstsicher zu bleiben. Ich wollte meinen Vortrag damit beginnen, einige Sprechtechniken zu zeigen: Vollatmung, weicher Stimmeneinsatz, passive Atmung, Verlängern, Dehnen, absichtliches Stottern. All das sind Tricks aus der Sprechtherapie, die einem stotternden Menschen helfen sollen, Kontrolle über das Stottern zu erlangen – und manchmal helfen sie wirklich.

Die Studenten waren fasziniert, dass die Techniken mich tatsächlich flüssig sprechen ließen. Zumindest solange ich sie benutzte. Aber man muss sich ziemlich konzentrieren, um sie korrekt anzuwenden, und Konzentration beeinträchtigt wiederum die Spontaneität des natürlichen Sprechens. Nach einer Weile hörte ich auf, die

Techniken zu benutzen, und meine Sprechflüssigkeit ließ nach. Trotzdem schienen mein Enthusiasmus und der Stoff, über den ich redete, die Studenten bei der Stange zu halten. Ich fühlte mich gut und hatte den Vortrag nach wie vor unter Kontrolle. Ich gab sogar eine kleine komische Einlage zum Besten, die ich schon immer gern vor Publikum hatte zeigen wollen, zu der mir aber bisher immer der Mut gefehlt hatte. Als ich zum Thema »Identität« kam, erzählte ich, wie ich als Teenager oft eine James Dean-Pose eingenommen hatte, um wie ein starker, schweigsamer Typ zu erscheinen, nach dem Motto: Wer nicht spricht, der stottert auch nicht. Ich erklärte, dass diese Pose so wichtig für mich gewesen war, dass ich sie auch heute, 40 Jahre später, noch einnehmen konnte. Wie ich gehofft hatte, wollten sie die Pose sehen. Breitbeinig, die Schultern lässig herabhängend, die Daumen unter den Gürtel geklemmt und ein arrogantes, mürrisches Grinsen auf den Lippen zeigte ich ihnen das perfekte Abbild eines Halbstarcken aus den 1950er Jahren. Alle Studenten lachten. Es war eine meiner Sternstunden.

Ich wuchs in den 1950er Jahren auf, in der Blütezeit der Fernsehkomiker: Jackie Gleason, Lucille Ball, Ernie Kovacs, Steve Allen, Dean Martin und Jerry Lewis, Phil Silvers, Red Skelton, Groucho Marx und Sid Caesar. Mir gefiel alles, was witzig war. Ich wollte immer nur mit Menschen zusammen sein, die mich zum Lachen bringen konnten, ob im Film, im Fernsehen, in der Schule, auf der Straße oder beim Abendessen zu Hause. Allerdings ging dieser Spaß wohl auf meine Kosten. Schließlich war ich der Junge, der keinen Witz erzählen konnte, ohne die Pointe zu verstottern. Der gesunde Menschenverstand hätte mich lehren sollen, die starken, schweigsamen Typen wie Gary Cooper, John Wayne, Marlon Brando oder James Dean zu bewundern und ihnen nachzueifern – und wie gesagt, versucht habe ich es ja auch. Aber mir gefielen eben die Komiker besser: Typen, die reden konnten; Typen, die eine Show abziehen konnten.

Wie die meisten anderen Jungs wollte ich natürlich zunächst Baseballspieler werden. Aber wenigstens in mancher Hinsicht war ich Realist. Obwohl ich ein guter Sportler war, wusste ich, dass ich in den Interviews oder Kommentaren vor und nach den Spielen nicht auftreten konnte. Mir war auch klar, dass ich kein Bühnenkomiker oder Komödiendarsteller werden konnte. Aber ich konnte mir witzige Sachen ausdenken und auch, so fand ich zumindest, witzige Sachen schreiben. Und da Autoren nicht reden müssen, dachte ich mir, ich könnte einer werden. Ich las *MAD*, ein Comic-Heft, das damals nur zehn Cent kostete, und durchstöberte außerdem die Zeitschriftenregale im Kiosk an der Ecke, immer auf der Suche nach humorvollen Beiträgen. Auf einem der Regale, gleich neben den Kreuzworträtselheften, lagen großformatige Taschenbuchausgaben von Witzesammlungen mit Titeln wie »1000 Witze« und »Selten so gelacht«. Darin gab es Schwiegermütterwitze, Ausländerwitze, Kinder-Elternwitze, Männerwitze, Witze über dicke Leute, das Militär, Angestellte und Chefs, Ehefrauen und – in einer Sammlung – über Stottern:

Ein Stotterer trifft einen Freund in der Kneipe und sagt: »H-b-hast d-d-u m-m-mal zehn M-m-minuten? Ich w-w-w-ill m-m-m-mich bloß fff-fünf M-M-M-Minuten mit dir unterh-b-b-halten.«

Ich schlug das Buch zu, als hätte mich etwas gebissen. Mein Magen zog sich zusammen und einen Moment lang dachte ich, ich müsste mich übergeben. Ich legte es zurück aufs Regal und öffnete niemals wieder ein Buch dieser Art. Ich lachte immer noch gern, aber ich zog nie wieder in Erwägung Witze zu schreiben. Bis zu jenem Moment war es mir immer gelungen, wenn schon nicht das Stottern selbst, dann aber doch zumindest den Kummer, den es mir bereitete, zu kompensieren. Ich war beliebt, hatte viele Freunde und war gut in der Schule. Ich wusste damals noch nicht, wie beißend Humor sein kann, und ich wusste vor allem noch nicht, wie leicht mein Problem andere zum Lachen bringen konnte.

Ich habe einen großen Teil meines Lebens damit verbracht, als Stotterer zurecht zu kommen und meine Verlegenheit diesbezüglich zu überwinden. Und ich bin immer noch dabei. Aber eine Lektion habe ich gelernt: Es ist besser zu reden und dabei zu stottern, als flüssiges Sprechen durch Schweigsamkeit vorzutauschen; selbst wenn es ab und zu einmal Zuhörer geben mag, die über meine Unflüssigkeit lachen. Ja, wer vorhat, sich fünf Minuten mit mir zu unterhalten, wird sich wahrscheinlich ein bisschen länger Zeit nehmen müssen – und das ist kein Witz. Aber wozu die Eile? Wenn ich etwas zu sagen habe, hören mir die meisten Leute erfahrungsgemäß auch zu. Und wenn sie das nicht tun, wen stört's? Stottern gehört zu meinem Leben und ich habe gelernt damit umzugehen. Egal, wie flüssig ich so manches Mal spreche, ich weiß immer, dass es ein anderes Mal geben wird, wo mich die Sprechflüssigkeit im Stich lässt.

Abraham Maslow, einer der maßgebenden Denker auf dem Gebiet der Humanistischen Psychologie, stellte die Theorie auf, dass Menschen von instinktiven Bedürfnissen und inneren Trieben zur Selbstverwirklichung motiviert werden. Diese Bedürfnisse sind wie in einer Pyramide angeordnet, an deren Spitze, oft verschüttet unter der psychologischen Last und dem physiologischen Gewicht der Schicksalsschläge des Lebens, sich das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung befindet, der Trieb zur Selbsterfüllung, das Bedürfnis sich selbst und dem, was man sein kann, treu zu sein. Ebenfalls Teil von Maslows Pyramide ist das Bedürfnis zu Kommunikation, Kontakt und Selbstdarstellung gegenüber der Familie, Freunden, Nachbarn und der Gemeinschaft. Jeder hat dieses Bedürfnis.

Eine Grammatik, also ein sprachliches System, so sagt man, ist uns Menschen eigen; es ist in unserem Gehirn festgeschrieben. Dem Neurologen Oliver Sacks nach entwickeln Gehörlose instinktiv eine Zeichensprache, selbst wenn sie von anderen Gehörlosen getrennt sind. Natürlich ist Sprache, ob gesprochene Sprache oder Zeichensprache, nicht das einzige Mittel der Kommunikation. Wir wissen, dass die frühesten kommunikativen Wechselbeziehungen zwischen Säugling und Pfleger, wie zum Beispiel berühren, halten, wiegen, anblicken, sanft ansprechen

und lächeln, entscheidend für das Überleben und die Entwicklung des Säuglings sind. So gibt es beispielsweise überall auf der Welt überfüllte Waisenhäuser, in denen die Säuglinge gefüttert, gekleidet und gewickelt werden, aber nur wenig menschliche Interaktion haben. Die Wahrscheinlichkeit, dass diese Säuglinge unter gesundheitlichen und emotionalen Problemen leiden oder sogar sterben, ist wesentlich höher als bei Kindern, die während des Heranwachsens die Möglichkeit haben, mit ihren Pflegern oder anderen Kindern zu kommunizieren.

Sprechen ist nicht unbedingt das A und O jeglicher Kommunikation, aber sobald ein Kind sprechen lernt, zieht es diese Form der Kommunikation vor. Was geschieht nun mit einem Kind, das eine physiologische Veranlagung zum Stottern hat (wie ich später noch erklären werde, deuten die Anhaltspunkte heutzutage am ehesten auf eine genetisch bedingte, organische Veranlagung hin) und instinktiv etwas sagen will? Es hat eine Idee im Kopf und auch die passenden Wörter. Aber wenn das Kind den Mund öffnet, um zu sprechen, werden die Wörter (die vorher so sicher schienen) von der unkoordinierten Art seines Sprechens blockiert. Wir bezeichnen das als Stottern, aber das tatsächliche Problem ist viel tief greifender als eine vorübergehende Unterbrechung der Kommunikationsfähigkeit. Stottern ist nicht nur eine Blockierung des Sprechens, sondern auch ein Schlag für die Psyche und behindert die Befriedigung eines grundlegenden inneren Bedürfnisses.

Menschen reagieren auf gestottertes Sprechen anders als auf flüssiges Sprechen. Sie machen irgendwelche unruhigen Bewegungen, sie senken den Blick, sie unterbrechen, sie bemühen sich das Wort zu finden, das man gerade versucht zu sagen, sie geben Ratschläge, sie verziehen das Gesicht, sie äffen nach, sie lachen, sie gehen weg – und so wird man immer tiefer verletzt. Für stotternde Kinder und Erwachsene, deren Stottern chronisch geworden ist, ist Sprache kein Mittel zur Kommunikation, sondern ein Anlass für Demütigung, eine Bestätigung der eigenen Unbeholfenheit, ein Anzeichen von Abnormität, und ein Verstoß gegen all das, was jeder andere auf der Welt für grundlegend menschlich hält.

Somit ist dies ein Buch über Stottern, aber gleichzeitig auch ein Buch über Sprechen, Schweigen und das Vergnügen und die Fallstricke alltäglicher Kommunikation. Als jemand, der sich auf seine Sprechflüssigkeit nie verlassen kann, möchte ich hier die komplexe Dynamik verbaler Kommunikation ansprechen und die Hindernisse beschreiben, die entstehen, wenn der Vorgang des Sprechens nicht funktioniert. Für mich ist Stottern nicht nur eine Behinderung, die eine Herausforderung für das Leben darstellt und die schwer zu überwinden ist; ich sehe es als eine Metapher für andere Behinderungen – physisch oder psychisch, real oder eingebildet – die so vielen Menschen das Leben schwer machen und ihnen den Weg zur Selbstverwirklichung versperren.